

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 225.

Donnerstag, 27. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Bantrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(28. Fortsetzung.)

Sofort nachdem er sich von seiner entzückenden Mitreisenden verabschiedet hatte, war Kommissar Weiß zum Gebäude der deutschen Gesandtschaft geeilt. Baron Kausch empfing ihn sogleich.

„Ich denke,“ meinte er lächelnd, „die Italia-angelegenheit steht kurz vor ihrer Aufklärung. Ich habe Sie hierhergebeten, damit sie gemeinsam mit der belgischen Behörde die Sache bearbeiten können und so unnötiger Zeitverlust vermieden wird.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar,“ verbeugte sich der Kommissar. „Darf ich um Einzelheiten bitten?“

Kausch erzählte die Ereignisse des vergangenen Tages. Er hatte, neben Spoelers Bericht, bereits Unterlagen von der belgischen Behörde erhalten, die er nun Weiß zuschob.

Mit wachsender Aufmerksamkeit hatte Kommissar Weiß dem Vortrag zugehört. Jetzt schüttelte er den Kopf.

„Wer ist Savary?“ fragte er.

Baron Kausch gab ihm das Londoner Telegramm.

„Donnerwetter,“ machte Weiß.

Beide Herren schwiegen eine Weile.

„Ich verstehe das noch nicht,“ meinte Weiß nach einer langen Pause. „Daß dieser Savary an der Italia-angelegenheit beteiligt ist, scheint mir ohne Zweifel. Er kommt aus London, spielt dort — sehr geschickt offenbar — einen deutschen Beamten in Sondermission, — kommt nach Brüssel und hat ein Renkontre mit dem jüngeren Chiari, — den ich nach den bisherigen Untersuchungen für den Mörder halten muß, — Savary wird umgelegt, Chiari schießt sich selber tot. Wer ist Savary? Wer ist der Einbrecher, dem die amerikanischen Obligationen in die Hände gefallen sind? Wenn es auch naheliegend ist, daß dieser Savary jener geheimnisvolle Mister S. in London ist, dem der alte Diener so liebevolle Briefe schreibt, — so sind wir damit doch noch nicht an der Lösung des Rätsels angelangt. Dazu kommt: der junge Chiari, der hier ziemlich mittellos ankommt, seinen Wagen verkaufen will, als Eintänzer in einer Bar auftritt, — während der Savary große Summen in der Brieftasche herumträgt und nach diesem zweiten Londoner Bericht auch dort sehr großartig aufgetreten ist. Es bestehe nur die eine Möglichkeit, daß diese beiden zusammen gearbeitet haben, der eine — wahrscheinlich Savary — das Geld klaubte, während der andere — Chiari — den Portier über den Haufen knallte. Jetzt hier in Brüssel sollte der Gewinn geteilt werden, und dabei sind sich die Brüder in die Haare geraten. Die Pistole gehörte dem Savary?“

„Nach dem Verkaufsbau ist es anzunehmen.“

„Eigenartig.“

Nochmals durchblätterte Weiß die Akten.

„Haben Sie die belgische Behörde bereits von meinem Kommen in Kenntnis gesetzt?“ fragte er dann. Baron Kausch nickte.

„Doktor van der Ghinjt, der Untersuchungsrichter, erwartet Sie. Da das Renkontre Savary-Chiari in seiner Folge, auch durch die Aussagen Spoelers, ziemlich klar liegt, das heißt, daß in diesem Fall der Chiari

(Nachdruck verboten.)

zweifelloser Täter ist, sind die Erhebungen, soweit sie die belgischen Gerichte interessieren, nicht so schwerwiegend. Es wird aber auf jeden Fall gut sein, wenn Sie den Verhandlungen beiwohnen, da sie gewiß auch reichliches Material für die Angelegenheit der Italia-bank liefern werden.“

„Sicherlich.“ — — —

Schon wenige Minuten später stellte sich Kommissar Weiß dem belgischen Untersuchungsrichter vor, der ihn freundlich empfing.

„Ich bin im Begriff, diesen Savary im Spital zu besuchen. Ich stelle es Ihnen gerne frei, mich zu begleiten.“

„Ist der Mann bereits vernehmungsfähig?“

Doktor van der Ghinjt hob die Schulter. „Die Verlesung hat sich glücklicherweise als leichter Natur erwiesen. Der große Blutverlust hat den Mann sehr geschwächt. Aber, wie mir der Arzt versicherte, besteht doch die Möglichkeit, ihn heute kurz und schonend zu vernehmen.“

Erstaunt sah Weiß den Untersuchungsrichter an.

„Sie scheinen ein Menschenfreund zu sein?“

„Ich halte das für die vornehmste Pflicht eines Richters,“ lächelte Doktor van der Ghinjt, während er in seinen hellen Frühjahrspaletot schlüpfte.

Der Abteilungsarzt des Hospitals empfing die Herren.

„Ich war zu optimistisch,“ entschuldigte er sich. „Savary hat das Bewußtsein noch nicht wieder erlangt. Es ist gut, daß der Schuß nicht weiter nach rechts eingedrungen ist. Dann wäre wohl kaum eine Rettung möglich.“

Doktor van der Ghinjt wollte sich bereits wieder zum Gehen wenden, als Weiß vortrat.

„Ich bitte, den Kranken sehen zu dürfen,“ wandte er sich an den Arzt.

„Aber Vorsicht!“

„Haben Sie keine Sorge.“

Der Arzt winkte eine Schwester herbei. Weiß folgte ihr. Behutsam öffnete sie die Türe eines Krankenzimmers — nur einen Spalt.

„Pst,“ machte sie.

Weiß stuchte. Heftig winkte er dem belgischen Untersuchungsrichter, der mit langen Schritten ankam.

„Wer ist es?“ flüsterte er erregt.

„Das ist Walker. Der Kassierer der Italia-bank.“

„Es besteht kein Zweifel,“ wiederholte Weiß, als die Schwester die Türe wieder schloß. „Ich habe Beschreibungen des flüchtigen Kassierers so reichlich erhalten, daß ich vollkommen sicher bin.“

Er überlegte eine Weile.

„Und damit schließt sich ja auch der Kreis der Vermutungen. Der jüngere Chiari und Walker sind Komplizen. Beide wissen von der Existenz des Geldes, das der ältere Chiari in der Nacht unterschlagen will. Die beiden kommen ihm zuvor und verüben den Einbruch gemeinsam. Während der Chiari den Portier in Schach hält — und erschießt, entnimmt Walker alias Savary das Geld. Um die Spur zu verwischen, ent-

Stehen sie nach verschiedenen Richtungen. Savary nach London, — wo er erstens als deutscher Kriminalbeamter seine eigene Spur auch weiterhin zu verwischen sucht, zweitens aber durch den Dritten im Komplotz, den alten Diener, dauernd unterrichtet wird. Chiari fährt nach Brüssel, und da er kein Geld hat, wird er unter dem Namen Brinis Gigolo im Palais de danse. Als sie dann teilen sollen, werden sie nicht einig, und Savary, der sich die Pistole gewiß nicht zum Spaziergehen mitnimmt, unterliegt in dem Kampf, der sich entspinnt. Chiari ergreift die Pistole und schießt seinen Genossen nieder. Als er sieht, daß sein Mord entdeckt ist, erschießt er sich selbst.“

„Gut,“ lächelte der Doktor van der Ghinst. „Ihre Anschauung könnte bestechend richtig sein, wenn Sie nicht einen Punkt außer acht gelassen hätten. Nach Ihrer Ansicht treffen sich die beiden Komplizen hier in Brüssel, um den Raub zu teilen. Logischerweise müßte dem eine entsprechende Aufforderung Chiaris an Savary vorausgegangen sein. Ein Brief oder eine Drohung. Nicht wahr?“

„Weiß nicht.“

„Sehen Sie! Und wie verträgt es sich dann mit dieser Kombination, daß erstens: Savary unter seinem richtigen Namen in London wohnt, — zweitens aber nach Brüssel kommt, ohne Chiaris Adresse zu kennen. Wäre der Zweck der Zusammenkunft die Teilung gewesen — erstens hätte es dann Savary nicht zu diesem Renkontre kommen lassen brauchen, wenn er den Raub für sich behalten wollte, — zweitens hätte ihm Chiari in seiner Drohung einen Treffpunkt angegeben. Dem widerspricht aber, daß Savary tatsächlich erst beim Direktor des Palais de danse die Adresse Chiaris ausfindig machen muß. Hier ist ein Loch in Ihren Überlegungen.“

„Sie haben recht,“ gestand Weiß nach einer Weile zögernd ein. „Aber ich sehe keine andere Möglichkeit.“

„Die Sache ist jedenfalls sehr mystisch.“

Doktor van der Ghinst war, während sie sprachen, in eines der vielen Boulevardcafés eingetreten und hatte Weiß neben sich auf den Stuhl gezogen.

„Auch für mich ist der Fall, soweit er die belgische Gerichtsbarkeit berührt, nicht einfach, da sich die Motive des Renkontres wohl erst nach der restlosen Klärung der deutschen Italiaangelegenheit feststellen lassen.“ setzte er nach einigem Überlegen hinzu. „Chiari ist tot, Savary wird sich hüten, sich irgendwie bloßzustellen. Daß er die Pistole besaß, bringt ihm höchstens eine Strafe wegen unerlaubten Waffenbesitzes ein. Ein paar Franks also. Wir sind hier in Belgien nicht so scharf mit dieser Strafe. Alle weiteren möglicherweise aus diesem Zusammentreffen herauszufonstruierenden Delikte fallen fort, wegen Mangels an Beweisen. Daß Savary in Deutschland mordverdächtig ist, berührt diesen Fall doch nur mittelbar. Ich sehe also keine Möglichkeit, Savary länger in Haft zu behalten, wenn Sie Ihre Behörde nicht zum sofortigen Auslieferungsantrag veranlassen.“

„Weiß nickte wieder. Seine gute Laune verschwand zusehends. Der mordverdächtige Chiari war tot. Gut. Der entflozene Kassierer Walker, nicht minder mordverdächtig, war verhaftet. Gut. Und weiter?“

„Stiller, viel weniger zuversichtlich als bei seinem Kommen, verabschiedete sich Kommissar Weiß von Doktor van der Ghinst und kehrte nachdenklich in das Gebäude der deutschen Gesandtschaft zurück.“

Als er das Zimmer betrat, das ihm Baron Rausch sofort nach seiner Ankunft zur Verfügung gestellt hatte, erhob sich von seinem Sessel — Frau Marianne Chiari.

„Sie, gnädige Frau?“ fragte Weiß überrascht und erfreut zugleich. „Ich finde es wundervoll von Ihnen, mir Guten Tag zu sagen.“

„Erst jetzt bemerkte er, wie blaß und verweint sie ausah.“

„Was ist Ihnen?“ fragte er besorgt. „Hat man Sie in Brüssel so wenig nett empfangen?“

„Hören Sie mich an, Herr Kommissar,“ begann

Frau Marianne, die sich nur mühsam zur Ruhe zwang. „Ich hörte eben von einem Gesandtschaftsbeamten, daß mein Schwager Chiari sich erschossen hat, nachdem er einen Herrn Savary schwer verletzten.“

„Das stimmt, gnädige Frau.“ Weiß war sichtlich erstaunt.

Frau Marianne schwieg, kämpfte mühsam mit der inneren Erregung. Aber dann brach es los. Und während sie krampfhaft die Hände des Beamten umflammerte, fragte sie: „Ist er schwer verletzt? Wird er leben bleiben? Um Gottens Willen, antworten Sie doch... was ist mit Herrn Savary? Ich flehe Sie an, geben Sie mir Antwort!“

Ihre weiteren Worten gingen in einem haltlosen Schluchzen unter. Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und weinte leise vor sich hin.

Verwirrt war Kommissar Weiß aufgesprungen und stand nun neben der Weinenden, ohne zu wissen, wie er sie trösten könne.

„Was ist Ihnen, gnädige Frau? Bitte — was geht Sie dieser Savary an?“ Vorsichtig legte er seine Hand auf Frau Mariannes Arm.

„Was ist mit Savary? Was haben Sie mit ihm vor?“ fragte Frau Marianne hochfahrend.

„Weiß zuckte mit der Schulter.“

„Es hat keinen Sinn, es Ihnen zu verschweigen. Dieser Savary steht — ebenso wie Ihr Schwager Umberto Chiari — im dringenden Verdacht, den Portier der Italiabank ermordet zu haben...“

„Das ist nicht wahr. René ist kein Mörder!“

Flammende Entrüstung sprach aus dem schönen Gesicht der Frau. Sie hatte sich aufgerichtet und sah den Kommissar voll an. „Das ist eine Lüge.“

Kommissar Weiß machte eine verlegene Handbewegung. Er fühlte sich in keiner Weise überlegen.

„Verdacht ist noch keine Tatsache,“ versuchte er zu beruhigen. „Als Kriminalist bin ich gezwungen, jeder möglichen Spur nachzugehen. Ob sich mein Verdacht gegen Herrn Savary“ — er sagte Herrn Savary — „bestätigt, das können erst die folgenden Untersuchungen ergeben. Sie kennen Herrn Savary?“

Marianne nickte.

„Wenn Sie glauben, ihn in irgendeiner Weise entlasten zu können, dann steht es Ihnen ja frei, sich als Zeugin zu melden, gnädige Frau,“ rief Weiß, der allmählich wieder Oberwasser erhielt. „Ich kenne das Verhältnis nicht, in dem Sie zu diesem Herrn Savary stehen. Aber Sie werden begreifen, daß es bei der Wertung Ihrer Aussagen sehr in Betracht gezogen wird.“

„Ich liebe Herrn Savary,“ sagte Frau Marianne an Stelle jeder anderen Erklärung.

Ein wenig resigniert zuckte Kommissar Weiß wieder mit der Schulter.

„Ja, sehen Sie?“ sagte er betrübt, „dieser Umstand dürfte die Objektivität Ihrer Zeugenaussagen natürlich sehr in Zweifel lassen. Ein peinlich genauer Kriminalist würde sogar bereit sein, die Frage Ihrer Mitwisserschaft in Erwägung zu ziehen.“

Frau Marianne lächelte mühsam.

„Sie werden verstehen, daß ich Ihnen nur schwer raten kann. Diese Affäre hier wird ja von belgischen Gerichten untersucht und abgeurteilt. Es wird nicht viel dabei herauskommen. Vielleicht hundert Belga Strafe wegen unerlaubten Waffenbesitzes. Dann wird Herr Savary wohl nach Deutschland ausgeliefert werden. Und dann — tja — man muß es eben abwarten.“

„Glauben Sie nicht, daß ich Herrn Savary im Spital besuchen kann?“ fragte Frau Marianne.

„Ich denke schon,“ lächelte Weiß zuversichtlich. „Der Untersuchungsrichter, Doktor van der Ghinst, ist sehr liebenswürdig. Ich will ihm telefonieren. Ja?“

„Ich wäre Ihnen so dankbar,“ sagte Frau Marianne. Weiß schüttelte den Kopf, als sich die Türe hinter Frau Marianne schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Kornett Hanstein.

Erzählung von Karl Neurath.

Auf dampfendem Pferd preschte der Herzog durch den Wald. Der Troß der Jagdgäste war weit zurückgeblieben. Als er zwischen den Bäumen fern seinen Sommerhof leuchtend sah, schlug er einen weiten Bogen und ritt behutsam am Seiteneingang vor. Schwang sich aus dem Sattel, warf dem Jägerburschen die Zügel in die Hand. Einer der Herren des Gefolges wollte etwas sagen, aber er winkte ab, legte die Rechte kurz an den Hut und enteilt mit raschen Schritten über die Turmtreppe nach seinem Arbeitszimmer. Warf den Reitstock auf den Tisch, die Kopfbedeckung auf das Sofa, und ging mit verbissenen Lippen auf und ab.

Nach einer Weile nahm er eine der langen Tonpfaffen, die, gestopft, auf einem Gestell standen, und bemühte sich, den Tabak in Brand zu setzen. Bevor dieser noch recht Feuer gefangen hatte, zerbrach das spröde Rohr in seiner unruhigen Hand, und aufs neue ergrimmt, schleuderte er die Bruchstücke auf den Boden.

Er riß die Tür zu dem Vorzimmer auf und rief: „Hanstein!“ — Als keine Antwort erfolgte, streckte er den Kopf durch die Spalte. Der enge Raum war leer. Er schlug die Tür wieder zu. Er sah keinen Hut, der vom Sofa gealitten war, auf dem Boden liegen und gab ihm einen Tritt, daß er in die Ecke stäubte.

Ein verurtheilter Tag war das heute. Seit Wochen hatte er sich auf diese Jagd gefreut, und nun war alles schief gegangen. Früh am Morgen schon hatte er sich geärgert, daß seine Frau in der Stadt bleiben wollte, dann war seine Mutter mit den eigensinnigen Heiratsplänen gekommen, als ob sein Mädel nicht noch Zeit genug hätte, dann war der weimarische Botschafter da und hatte wegen des Besuches des jungen Fürsten mit ihm unterhandelt, und schließlich war ihm gar der Plakirsch durch die Lappen gegangen, weil der voreilige Graf Hanstein unbesonnen losgetrallt hatte.

Er hieb mit der Faust auf den Tisch und fluchte wie ein Kanonier. Da hörte er aus dem Part herauf jugendliches Gelächter und gleich darauf slog ein bunter Federball in schwirrendem Bogen durch das offene Fenster zu ihm herein. Er hörte den Jubelruf seiner Tochter, die er in der Stadt glaubte, und das lustige Geschrei ihrer Begleitung, dann stürmische Schritte auf der Treppe, atemloses Geflüster, dann wurde die Tapetentür aufgerissen und vor ihm stand — iäh erstarrt — Prinzessin Anna Theodora, glühend vor Eifer und Überraschung, der junge Hanstein, schlank, blond, rosig, die Perücke schief über den Ohren, und hinter ihnen mit Gefreisch und Gepolter die ganze Jugend, die den Sommer über in Amalienhof herbergte.

„Sie sind schon zurück, mein Vater?“ stammelte die Prinzessin und machte einen tiefen Knix. Der Erbgraf v. Hanstein stand stramm und stotterte eine Entschuldigung, wurde aber von der nachdrängenden Schar ins Wanken gebracht und verlor seine Perücke.

„Ihr seid mir ja eine schöne Bande!“ brauste er auf, und es entstand eine beengte Stille. Niemand wagte ein Wort. Da trat Hanstein entschlossen vor und sagte mit seiner sechzehnjährigen Offenheit: „Wir glauben Euer Durchlaucht noch auf der Jagd! Sonst hätten wir natürlich nicht gewagt, diesen Flügel zu betreten.“

„Laß' Er sich von seinem Vater erzählen, warum ich schon hier bin, Hanstein. Bebe Er seine Frisur auf, und hör' Er mich an.“

Den Erbgraf überließ eine flammende Röthe, und eine blonde Locke fiel ihm blinkend in die weiße Stirn. Der Herzog betrachtete ihn wohlgefällig, aber sofort erinnerte er sich der morgendlichen Mahnung seiner selbstbewußten Frau Mutter und nahm wieder eine kühle Miene an.

„Er ist nicht mehr jung genug zum Spielen, Hanstein. Versteht Er! Federball ist ein Vergnügen für Kinder. Zum Pagen ist Er mir aber zu alt. Auch zu lang und zu nalleweis.“

Die jungen Leute sahen sich verschüchtert an. Der Erbgraf schluckte. Seine blauen Knabenaugen glitzerten erregt. Die Prinzessin zupfte an ihrem Kleid, dann trat sie entschlossen einen Schritt vor und sagte entschieden: „Ihn trifft keine Schuld. Ich habe ihn veranlaßt. Befohlen, wenn Sie so wollen!“

Der Herzog hört es mit Vergnügen, aber er wahrte seine angenommene Haltung. „Daß unsere Tochter ein Kindskopf ist, trotz ihrer sechzehn Jahre, das wissen wir. Aber daß Hanstein auch einer ist, das war uns bisher unbekannt.“

Das Gesicht des Erbgrafen war blaß geworden. Sein Auge flammte. Grad und fest sah er den Herzog an. „Daß schon Fürsten Federball spielen sehen und andere Dinge, ohne daß man sie Kindsköpfe schalt, Euer Durchlaucht.“

„Wer redet von Federbällen? — Mir geht es um die Gesinnung. Bluten Männer unseres Landes vor dem Feind, und hier spielt man Kinderspiele! Nein, Hanstein, ich hab' einen anderen Kerl in Ihm vermutet.“

Der Herzog trat auf ihn zu, sah ihm tief in die Augen. Es tat ihm leid, daß er den Ärger über den Vater an dem Sohne ausgelassen hatte.

„In dieser Lämmerherde will ich keine Windhunde, versteht Er! Aber wenn Er glaubt, daß Er ein tüchtiger Kerl ist und wenn Er mir weiter dienen will, dann melde Er sich morgen bei mir als Kornett meines Leibregiments. Basta!“

Ein Frohruß stob durch die verzagte Schar. Der Herzog schreckte sie davon. Mit Geschrei und Gelächter jagten sie die Treppe hinunter. Anna Theodora, geschwellt vor Begeisterung, fiel ihrem Vater an die Brust und lächelte seltsam. Der Junker aber stand regungslos. Es war ihm eingefallen, daß das den Abschied vom Hof bedeute und von der Prinzessin, und sein Herz zog sich zusammen. Tief atmete er auf und stotterte einen hastigen Dank.

Der Herzog schob seine Tochter von sich, schlug ihm auf die Schulter und reichte ihm die Hand. „Nach' Ers aut, Hanstein, und schreib' Er seinem Vater, das wäre meine Revanche für den Plakirsch. Und nun Reht marsch!“

Hanstein trat mit strammer Wendung ab, und der Herzog wandte sich zu seiner Tochter. Er ergriff ihre Hand und zog sie zu sich auf das türklische Sofa. „Nun wird es ganz ernst, mein Kleines. Unsere Frau Mutter läßt nicht loder. Weimar hat es ihr angetan, und so wirfst du dich entschließen müssen, ehe baldigst unter die Haube zu schlüpfen. Wort ist eben Wort.“

Anna Theodora lenkte den Kopf und streichelte des Vaters Rechte. Dann sagte sie ergeben: „Ich will ja auch gar nicht widerstreben. Otto Albrecht ist ein liebenswerter Mann. Aber muß es denn schon so bald sein? Ich habe doch kaum erst vom Leben genascht.“

„Das ist das Beste auf Erden. Wenn man erst gesättigt ist, hat man es bald satt. Ich selbst möchte dich ja auch gar nicht so schnell los werden. Am liebsten behielt ich dich immer bei mir. Aber so ist nun einmal das Leben, daß das Beste daran nur unsere Wünsche sind. Mit der Erfüllung beginnt die Bitternis. Glaub mir's.“ Und da sie ergebungsvoll nickte, fügte er mit einem leichten Lächeln hinzu: „Bezieh das auch auf den Hanstein.“

Die Prinzessin sah überrascht auf, lenkte dann aber sofort wieder verlegen den Kopf und wagte keine Erwidern. Der Vater hatte sie also durchschaut und gewahren lassen. Was war er doch für ein prächtiger Mann. Es überließ sie warm und beseligend. Und sie warf sich in seine Arme und küßte ihn heftig.

„Bildsanz, du!“ lachte er heiter, zog sie fest an sich und gab ihr einen Streich: „Es freut mich, daß du vernünftig bist. Hätte früher die Augen auf tun müssen, ja. Geht aber wohl noch einmal gut. Und schließlich, man kann auch leben, wenn man Pandoräin von Weimar-Bornstein ist. Sie haben wenigstens Geld, und wir nicht.“

Sie lächelte ein wenig bitter, wiegte den Kopf und sagte ernst und entschlossen: „Eigentlich sollte sich ein Mann, wie Sie, so törichte Sanktionen nicht unterwerfen. Das Leben ist so kurz und Glüd so selten.“

„Das haßt du wohl bei deinen Dichtern gelesen. Ja, das Leben ist aber kein Gedicht. Es iragt verteuft wenig nach unseren Gefühlen, Annähen.“

„Wir müssen alle mit Scheuklappen durch unser Leben gehen und erfahren nichts von dem eigentlichen Dasein.“

„Als Frau Leutnant vielleicht? Oder als Landfrau auf Hanstein?“

Sie zupfte betreten an den Spitzen ihres Gewandes, wiegte den Kopf ein wenig und lachte dann offen heraus:

„Was Ihr nur denkt! Gewiß, ich habe ihn gern, sehr gern, und sein Weggang tut mir leid. Aber daß ein Hanstein mir gefährlich werden könnte . . . Er ist doch viel zu jung für mich . . . Man heiratet doch keine Knaben.“

„Man sollte sie aber auch nicht zum besten haben . . .“

Sie neigte den Kopf zur Seite, um ihre Tränen zu verbergen. Der Herzog sah still vor sich hin. Sein Ärger war verdrängt von dem kleinen Schicksal, in das er plötzlich verstrickt worden war. Er erhob sich langsam, ging einige Male gesenkten Hauptes durch das Zimmer und sagte endlich mit einiger Verlegenheit: „Bring' es ihm möglichst schonend bei und bestelle ihm, daß ich seine Equipierung übernehme. — Und nun Kopf hoch! Es geht alles, wenn man will!“

Mit einem schmerzlichen Lächeln ging sie davon, stieg die Turmtreppe hinab und sogerte sich durch den Part. Vor der Tropfsteinhöhle sah der Junker auf dem Geländer, sah den schwarzen Schwänen zu und war von Herzen traurig.

Als er die Prinzessin sah, sprang er auf und eilte ihr entgegen. Sie zog ihn in die dunkle Wölbung der Grotte, drückte ihn auf eine Bank und setzte sich neben ihn.

„Nicht traurig sein!“ flüsterte sie bewegt. „Wir haben doch gewußt, wie es kommen muß. Du kannst nicht immer Pagen bleiben, und ich nicht immer die kleine Prinzessin. Wir wollen dankbar sein, daß wir bis jetzt so glücklich waren.“ Und sie neigte sich zu ihm, und er umschlang sie, und sie lag in seinen Armen, hatte alle Vorsätze vergessen und war glücklich.

Da rauschte es plötzlich im Gebüsch, jagte in weiten Säben über die feuchten Treppen. Gastor und Pollux, die beiden Schweighunde des Herzogs. Gaben freundlich laut und sicherten mit blinkenden Lichtern. Die Prinzessin erschrak, gab dem Junker einen Wink, sich zu entfernen. Da trat der Herzog heran. Sein Auge leuchtete auf, als er das Paar gewahrte. Er biß sich auf die Lippe, riß die Peitsche hoch. Die Tochter fiel ihm in den Arm, der Junker stand regungslos, bleich, aber gefaßt. Der Herzog stieß das weinende Mädchen von sich, reichte den Arm und traf Hanstein mit schwerem Schlag quer über das Gesicht. Anna Theodora schrie auf und warf sich mit Festigkeit auf den todbenden Vater, schlang sich fest um seinen Hals und riet Hanstein, zu fliehen. Der stand starr, sah den Fürsten aus überlaufenen Augen an. Von Stirn und Wangen troff das Blut, er achte es nicht. Blühte nur den Fürsten an. Unverwandt. Der suchte standzuhalten, aber dann versagte seine Kraft. Er wollte aufmurren, aber er vermochte es nicht. Auge in Auge, wenn der Haß aus ihnen flammte, konnte er nicht widerstehen. Er atmete auf, riß sich aus den umklammernden Armen seiner Tochter, faßte sie an der Hand und wollte sie mit sich fortziehen. Sie sträubte sich, aber er war stärker, er zwang sie auf den Weg.

Hoch aufgerichtet stand Hanstein, die Linke am Degen, in der Rechten die Pistole. Hell trachte der Schuß durch den stillen Abend. Die Prinzessin tat einen entsetzten Schrei, riß sich von der Hand des Herzogs und lief jammernd zurück. Die Stufen zur Grotte hinauf.

Aber die feuchten Steine sprang ihr das Blut Hansteins entgegen. Sie stürzte auf ihn zu, kniete bei ihm nieder, barg seinen Kopf in ihren Armen. Er lächelte noch einmal, hauchte irgend ein Wort und lag dann schlaff.

Der Herzog trat rasch herein, sah erschreckt den Toten und wendete das Haupt ab. Das, nein, das war ihm der Hirsch nun doch nicht wert gewesen. Schweigend ging er davon.

Sanft wie Tauben.

Von Julius Kreis.

Mit Vorurteilen wachsen wir auf und werden unser ganzes Leben lang von ihnen umrankt.

Treu wie Gold! sagen wir und noch dazu im Brustton der Überzeugung, als ob wir nie die Treulosigkeit des Goldes im allgemeinen, die Inflation im besonderen erlebt hätten.

Dumm wie Bohnenstroh! Wer kann behaupten, daß Bohnenstroh dümmere als anderes Stroh ist? Warum soll das Stroh der Bohne dümmere sein, als das von Haser, als etwa Heu? Von lebenden Erscheinungen aus der Welt der Dummheit ganz zu schweigen.

Schön wie die Sünde! Zugegeben: die Sünde hat vor der Tugend einen gewissen Schick voraus. Aber wenn alle Sünden promenieren dürften, wie sie wollten — Ruße, verhandle dein Haupt — es gäbe bald keine Sünden mehr.

Grausam wie ein Tiger! Die neue Tierforschung kennt bis zur Mikrobe, bis zum Bazillus herab viel grausamere Viehtier als den Tiger, ganz abgesehen von einem Lautsprecher um Mitternacht. Der Tiger soll im Grunde — also wenn er satt ist — ein sehr verträgliches Geschöpf sein, ähnlich wie der Mensch. Wäre der Tiger tausendmal so blutdürstig, aber tausendmal kleiner, niemand würde ein Wesen aus seiner Grausamkeit machen.

Sa, und dann: Sanft wie Tauben! Tier- und Taubenfreunde seien hier im voraus um Verzeihung für alles gebeten. Aber kein Lebewesen sündigt so auf seinen guten Ruf wie diese Vögel.

Sie sind wahre Hochstapler der Sanftheit. Sie sehen, daß sie immer hold schnäbelnd auf den Briefbögen verliebter Dorfschönen abgebildet sind, sie hören: Maters leben wie Taubchen zusammen, sie wissen, daß ihre Urahnin den Olaweig brachte, letzten Endes: Vom Säugling bis zum Greis am Stabe, in jeder besseren Weltstadt füttert der Fremde die Taubchen, und die herzensälteste Wit, der gewachsenste Würfelspieler, selbst Dichter beiderlei Geschlechts, die doch von Berufs wegen abgebrüht gegen die Romantik des Herzens sind, sie schließen vor Seligkeit die Augen, wenn ihnen die sanfte Taube — vorurteilslos — ein Korn vom Munde fällt.

Soll das den Tauben nicht zu Kropf steigen? Sie gehen am Odeonsplatz in München (den die Münchner den oberbayerischen Markusplatz nennen) und am Markusplatz in Venedig (den die Venezianer vielleicht den italienischen Odeonsplatz heißen) geschwollen vor Sanftheit umher, sie laufen sozusagen Propaganda für ihren Ruf als zärtliche, herzliche Vögel. Sie sind im Fremdenverkehr gerissener als der routinierteste Hotelbediener und Zimmervermieter, sie geben ihre Reiseandenken wie Edelweiß und Almrausch auf die Hute, weil sie sagen: der Vertrieb muß es wiederbringen.

Schon am Schnitt der Reisemäße kennen sie den Fremden. Den, der sie großartig mit Mais und Korn bewirtet; und den, der für seine Sinnigkeit (Gelbscheibe — 9mal 12, so drigg doch endlich mol ab, Caroline) nur die Krümel vom Frühstücksbrot übrig hat. Zu diesen Fremden dürfen nur die dienstjüngeren Tauben zärtlich sein. Mais und Korn gehören den Arrivierten.

Da flog unlängst so eine Taube, schätzungsweise aus Klasse 4 (Frühstückskrümel) aus Ehrgeiz, Leichtsinne oder Gefräßigkeit in den Freibayon der Klasse 10 (Mais und Korn). Die sanfte Taube aus Klasse 10 blähte sich auf, stellte Federn und Flügel, rollte die Augen. Die aus Klasse 4, ein Draufgänger, wollte nicht weichen, da kam ein Kampf in Gang, der schließlich imposant war. Scharf hatten die Schnäbel nach den Köpfen, wie Drehschlegel schlugen die Flügel auf den Gegner, die Federn flogen, die Krallen rissen in die Brüste. Der Taubensprache versteht, mußte sich verlegen abwenden, solche Worte gurrten sie sich zu.

Ein ruppiger Münchner Schnauz stand dabei und sah atem- und sprachlos auf den Kampf. Der mag sich allerhand über die Gerechtigkeit menschlicher Werturteile gedacht haben.

Ganz am Rand des Platzes hockten zwei Späßen, ein großer und ein kleiner. Der große Spatz pickte Körner vom Boden und schob sie voll rührender Selbstlosigkeit dem kleinen in den Schnabel. Der versuchte manchmal selbst ein Körnchen aufzuheben. Es gelang ihm nicht. Da nahm sich immer wieder die Späßenmutter (oder sollte es der Papa gewesen sein?) seiner an und steckte ihm das Futter zu.

So haben sich die frechen Späßen ganz in der Nähe der sanften Tauben benommen. Aber auch der sanfteste Spatz bleibt immer verrußener als die frechste Taube.

Mein Mann spielt Skat.

Er spielt in jeder Woche nur ein Mal.

Ich selber habe keinen Sinn für Karten.

Zwei Männer, die im Leben sonst normal,

Erscheinen dann. Er kann es kaum erwarten.

Sie setzen sich an einen runden Tisch;

Sie freuen sich, wie kaum erwachsene Knaben,

Und Redensarten fallen, fraktvoll frisch,

Als spielten sie in einem Schützengraben.

Die Rätselworte, die ich nie versteh,

Die wiederholen sich jetzt schon seit Jahren.

Ich kenne schon das ganze Abc;

Es ist, um wirklich aus der Haut zu fahren.

„Wer gibt?“ So fragt ein jeder jedesmal.

„Wer dumm ist, gibt.“ — „Bei Karo blüht der Weizen.“

Der „Waldspecht Piquis“ ward mir längst zur Qual, —

Und ihre Wut dann bei dem wilden „Reizen“!

Und jedesmal wird mir dann aufgetischt:

„Hei! Wie sie fallen! Seht nur, wie sie sterzen!“

„Ein Förster hat sich mal zu Tod gemischt!“

„Hei! Wie sie sich die Weinerchen verkerzen!“

„Wer nicht weiß wo, der spielt hier nur Karo!“

Die „Langen Wege“ und die „Kurzen Farben“.

„Wer Vorhand hat, ist seines Lebens froh!“

Und „Äßer“ kenne ich, die den „Null“ verdarben!

Sie spielen „Kucki“, selten „Aus der Hand“.

Auf einmal wird ein „Kontra“ dann geschmettert.

Jetzt aber wackelt nahezu die Wand.

Wenn einer „Re“, der andre „Sub!“ dann wettet.

Mit Rätselworten fällt mein Mann dann ein,

Die halb französisch, halb chinesisch klingen,

Und manchmal plakt auch unvermittelt drein

Der oft zitierte Herr von Berlichingen.

Die „Java-Mischung“ und „Wer hat, der hat“ ...

„Nu ziehn Sie mal Ihr Hemde aus, mein Lieber!“

„Der kommt in'n Stat und dieser wird Soldat“ ...

So reden sie und spielen wie im Fieber.

Ein großer Aufwand wird fürwahr vertan.

Dann schließen sie, mit Wangen, rot wie Mennig,

Und nach sechs Stunden kriegt dann jeder Mann

Nach langem Rechnen dreihundzwanzig Pennia! P u d.